

die bellend herbeigesprungen kam und den Fremden misstrauisch beschnupperte, und geleitete dann Paul in das Innere des Hauses. Auf der Schwelle kam ihnen freudig, hausmütterlich erregt Ria, Günters Frau, entgegen. „Wie freue ich mich, daß du endlich den Weg in unser Heim gefunden hast“, sagte sie herzlich, ihrem Schwager die Hand reichend, die er gelant küßte. „Seit meinem Hochzeitstage habe ich dich nicht gesehen. Nun aber mußt du auf lange Zeit unser lieber Gast sein. Walter! Trudel! Kommt und begrüßt euren Onkel!“ Ein wenig schüchtern blickten vier blane Kinderaugen verwundert auf den fremden Herrn, der sich gönnerhaft zu den Kleinen beugte und ihre rostig runden Wangen streichelte. „Alles wurde schon für die Feier bereitet. Die Tanne steht prächtig geschmückt im Erkerzimmer.“ flüsternte Ria geheimnisvoll, „der Raum ist von ihrem Duft erfüllt. Sie senkt ihre Zweige über verhüllte Gaben, so schön, so feierlich! Und das Weihnachtsgebäck, wie lecker fiel es aus! Das soll dir munden, Paul! In einer Stunde bricht die Dämmerung herein. Bis dahin erhole dich von der gewiß unerquicklich gewesenem Reise.“ Verheißend dem Schwager zunicke, huschte Ria durch die gewichgeschmückte Halle, um überglücklichen Herzens ihre hausfrauliche Arbeit zu vollenden.

Indessen hielt Paul in seinem Siebelsübchen Einzug, das alsbald ein süßlicher Wohlgeruch durchzog, der aus dem geöffneten Koffer drang und von einer anderen Welt erzählte. Keinen Blick erübrigte der Gast für die weite, beseligende Aussicht, die sich ihm bot, sondern suchte nervös nach den mitgebrachten, kostbaren Geschenken.

Draußen wurde kein Laut hörbar. Unübersehbar hüllte funkelnder Schnee die schlummernde Erde ein. Wiesen, Felder und sacht ansteigende Weinberge ruhten von ihrem Geben aus und atmeten geborgen unter der weißen Decke dem neuen Grünen, dem neuen Werden entgegen. Uralte Nadelbäume des Hochwaldes, der als dunkle Linie den Horizont säumte, neigten ihre Häupter unter ihrer Last wie greise Männer mit weißen Bärten ernst zu Boden. Doch die frosterstarrten, eisbedeckten Zweige beruhigten brüderlich einander und bildeten einen Dom, durch den das deutsche Wintermärchen schritt . . . Allmächtig schlichen Schatten zur Erde, die heilige Nacht brach an. Unter ihrer verfühnenden Umarmung ruhte inbrünstig das weite Land, die Natur wurde Gebet.

Aus den Fenstern des Gutshauses strahlte festlicher Schein. Alles, was zart sinnige Liebe erdacht, um den Nächsten zu erfreuen, lag auf dem Gabentisch. In betörendem Funkelglanz prangte der deckenhohe Tannenbaum. Unzählige Lichtzüngelein streiften leise knisternd die buntbehangenen Äste, andächtige Freudenfeuer in den Augen der Anstehenden erweckend. Helle überraschungsbebende Jubelstimmungen wurden laut, dann folgte ein überseliges stummes Schauen, Bewundern. Günter war zu Paul getreten, der salonmäßig gekleidet gelassen am Fenster lehnte. „Wie reich hast du uns bedacht, Paul! Jetzt schäme ich mich fast, dir mein Geschenk anzubieten. Doch was könnte ich dir auch anderes schenken, da du mit irdischen Gütern so reich gesegnet bist! Da dachte ich mir, ob dir vielleicht dieses Bild, das ich in einem Familienalbum fand und vergrößern ließ, ein klein wenig Freude bereiten würde. Unsere Urgroßeltern, schollentreue Bauern, vor ihrem Hause sitzend, auf dessen Grundmauern unser heutiger Besitz sich erhebt.“

Einen flüchtigen Blick darauf werfend nahm Paul das Bild in Empfang: „Sehr freundlich von dir, in solch sinniger Weise an mich gedacht zu haben. Ich danke dir vielmals, Günter. Doch jetzt beteile endlich das Gefährte. Die Leute stehen schon um den Baum.“

Glücklich wie ein junger König in seinem Reich wandte sich Günter an die Untergebenen, hatte für jeden ein freundliches Wort, einen Händedruck, eine sorgfältig ausgewählte Gabe. Ria aber griff in die Taschen und das alte deutsche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht“, von Männern und Frauen gesungen, erklang mit der nie versiegenden, zu Herzen gehenden Weihe.

Spät war es, als Ria nach beendeter Feier die Kinder zur Ruhe brachte. Die Brüder saßen noch rauchend und plaudernd, an einer Flasche Wein sich gütlich tuend, beisammen.

„Sag, Günter,“ unterbrach Paul die plötzlich eingetretene Anekdote „Ihr habt wohl wenig Umgang mit den Besitzern umliegender Güter? Vieles in fremde Hände übergegangen, was? Genügt dir denn so ein beengtes, nur den ländlichen Vorzügen geweihtes Leben?“ Ueber Günters Antlitz glitt ein Zug schmerzlichen Betroffenseins, während sein Blick durchdringend auf dem Bruder ruhte. Dann erwiderte

er ernst: „Einem begrenzten Interessentkreis sind wir mehr oder weniger fast alle unterworfen, Paul. Glaubst du, daß du imstande bist, ihm zu entfliehen, weil du dein Dasein im verwirrenden Lärm, im Hasten der Großstadt verbringst? Wie tausend andere Menschen hat auch dich das Leben eingekreist, dir die Grenzen deines Denkens, die Grenzen deines Fühlens und Handelns gesetzt, in denen du innerhalb ihres Gebietes dein Arbeitsfeld gefunden. Nur ganz großen Geistern ist es vergönnt, über die eheernen Alltagsgesetze hinaus eine stille klare Fernsicht zu genießen. Sieh, Paul, wir aber sind doch auf derselben Scholle großgeworden, daher kann es gar nicht denkbar sein, daß unsere Empfindungen soweit auseinander gehen könnten. Ich will dir meine Gründe erklären, die mich unwandelbar bestimmen, an diesem Ort zu verweilen. Nach dem Tode der Eltern fiel an dich das väterliche Vermögen, an mich das ziemlich vernachlässigte Gut. Du suchtest das Glück in der Welt, wechseltest verschiedene Male deinen Beruf und bist nun durch Spekulationen reich geworden. Ich aber verblieb auf der Erde meiner Vorfahren, arbeitete wie der ärmste Knecht vom beginnenden Morgen bis zur sinkenden Nacht und brachte das Antewesen wieder zu einem bescheidenen Wohlstand. Dann heiratete ich und die Liebe und das Glück zogen mit Ria über die Schwelle des Hauses. An dem Besitz wurden Verbesserungen vorgenommen. Unaufhörlich fühlte ich den Drang in mir, das Auserwiesene meiner Väter zu vergrößern, pachtete gar die Mühle dazu und Rias Mügest verhalf zur Erweiterung meines Feldes, Wiesen- und Waldbestandes. Vollste Befestigung lohnte mein Schaffen. Dann folgten die Kriegsjahre; harte düstere Zeiten, in denen sich das Herz wundsehnte nach der Heimat. Endlich die Heimkehr, ein Wiedersehen! Glaubst du, Paul, daß ich da fühlte, daß ich fremdes Land betrat? Trotz all der mich umgebenden Widerwärtigkeiten liebte ich um so heißer, um so inniger meine Scholle. Ich fühlte die tiefe Zusammengehörigkeit mit ihr stärker denn zuvor.“

„Aber deine Kinder, Günter! Dein Sohn! Willst du hier seine Erziehung leiten, ihn einer fremdsprachigen Schule überliefern?“

„Das soll keine Sorge für mich sein. Mag er getrost die Schule besuchen! Unschädigt an Seele und Geist wird er sie wieder verlassen, jedoch nicht eher seine Studien an anderer Stelle fortsetzen, bevor er nicht von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß wahrhaft deutsche Männer nirgends standhafter und stärker sind als auf dem ererbten Grund ihrer Väter und keine Grenze sie so schmerzlich zu treffen weiß als die, die ihre eigenen Stammeswurzeln in Verblendung mitunter selbst zwischen sich und ihrer Heimat ziehen. Vor solch einem Tun will ich dich bewahren, Paul. Denn hallos, bedauerenswürdig müchtest du mir erscheinen, wie jene nach Genuß haschenden, im hinsäuselnden Großstadtlärm wühlenden Menschen, die in dem Glauben leben, Träger unserer Kultur zu sein.“

Günter war aufgetanden und öffnete das eisblumengeschmückte Fenster. Eine klare, bläulichweiße Nacht sah herein. Sternenketten durchzogen mit funkelndem Leuchten das Firmament. Wie in wonniger Befreiung dehnte sich die glitzernde Ebene. Anblickverunken sprach er verzückt: „Bis zu jener welligen Hügelreihe, so weit das Auge reicht, mein, alles mein! O, Paul, könntest du ahnen, wie labend dieses Bewußtsein auf mich wirkt!“ Und dann in jäher ausbrechender Freude: „Morgen, ja, morgen durchstreifen wir den weihnächtlichen Forst. So wird auch dein Herz rückfindend die Schönheit heimatlichen Bodens preisen!“

Da schien es, als ob der kalte, von außen eindringende Luftstrom Pauls blasse, unbewegliche Gesicht neu beleben würde und er sagte in einem seltsam veränderten, nachdenklichen Tonfall: „Etwas Köstliches, Starkes, ganz Großes muß es um die Bodenständigkeit sein. Weihe mich in ihre Offenbarungen ein — wenn du mich ihrer noch für wert hältst!“

Weihnachtsgebräuche im Gottscheer Ländchen.

Von Jakob Fritz, Grafensfeld.

Ueber ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit ich das letztemal als Knabe mit meinen Geschwistern das Hl. Christfest feierte. Ich will versuchen, so gut es mir die Erinnerung erlaubt, die Gebräuche zu schildern, die damals im Gottscheerlande gang und gäbe waren in den heiligen Weihnachtsnächten.

Schon einige Tage vorher ging es in dem Hause zu wie in einem Bienenstocke. Wir größeren Kinder hatten den Christbaum aus dem tieferschnittenen Balde geholt, schmückten ihn mit rotbackigen Äpfeln, mit vergoldeten Nüssen, mit mancherlei Zuckerwerk und mit bunten Papierketten. Daß dabei die holde Heimlichkeit, die am heiligen Abend in den hellen Stadthäusern geübt wird, verloren ging, machte uns Bauernkindern nichts aus. Denn für uns waren die dunklen Ecken des Hauses mit dem geheimnisvollsten Weihnachtszauber gefüllt. Der Friedrichstein hob sich im verschwindenden Lichte mit Tausenden und Aber-tausenden silbernen Christbäumen in den Himmel des Hl. Abends empor. Wir hatten der Mutter das Zuckerwerk abgebetelt, der Vater war um diese Zeit niemals zuhause.

Der Christbaum wurde damals nicht mit einem Untergestell auf den Tisch gestellt, sondern er hing an einem Haken umgekehrt auf den Tisch herab, wo er ja keinen Platz gehabt hätte, denn hier war alles voll belegt. In der Mitte stand das Weihnachtsbrot, in der Gottscheer Mundart „Schipling“ genannt. Beim Backen des Schiplings halfen wir Kinder alle mit. Wir formten ein Christuskind aus dem Teig mit schwarzen Hirseaugen, das in die Mitte des Brotes kam als Symbol der Geburt des Erlösers, mit einer ausgefransten Teigdecke darüber. Ringsum wurde ein drei- oder vierfach geflochtener Kranz aus Teigsträhnen gelegt, der in Form einer Masche geschlossen wurde. Dann setzten wir Teigtauben auf das Brot mit eingeschnittenen Schwänzen und Flügeln, so viele als Kinder da waren. Sie saßen in regelmäßigen Abständen dem Christuskinde zugekehrt und sollten an die unbefleckte Empfängnis erinnern.

Der übrige Teil der großen Tischplatte war fast überladen von den verschiedenartigsten Gegenständen. Da waren ein Beil, eine Sichel, Messer und andere Werkzeuge, ein Ochsenjoch, Hülte, Kopftüchel, Sonntagskleider. Sie sollten in den Weihnachtsnächten für das ganze Jahr geweiht werden, daß sie Segen brächten und kein Unglück. Wir Kinder legten unsere Schultaschen hin und glaubten fest daran, daß wir dann leichter lernen könnten. Als wir später im Kreise meiner eigenen Familie der neuen Zeit entsprechend einen stehenden Christbaum hatten, wurden einige Kerzen darauf angebracht, die beim Beten des Rosenkranzes angezündet wurden, was die Feierlichkeit unserer Andacht sehr erhöhte. In aller Augen spiegelten sich die Dichter, während wir in heiligem Eifer, nach dem Alter im Halbkreise gruppiert, um den Tisch knieten und beteten: Den du, o Jungfrau, zu Bethlehem geboren hast . . .

Zum Schlusse erklang das rührende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ und die Bauernkinder waren seliger als manches Stadtkind.

Aehnlich wie der Hl. Abend wurden auch die anderen Weihnachtsnächte, Neujahr und Hl. Dreikönig begangen. Erst am letzten Weihnachtstage war die Weihe vollständig, da erst wurden die Schätze des Christbaumes verteilt. Auch das Weihnachtsbrot wurde „angegänzt“ und alle Hausgenossen aßen ein Stück. Aber auch jedes Stück Vieh im Stalle, Hund und Katze, bekamen ihr Teil. Diese Gebräuche sind als dunkle Erinnerungen aus der Urtiefe unserer Volkervergangenheit auf unsere Tage gekommen.

Es weihnachtet.

Von Fritz Högler, Ebental.

In bunten Regenbogenfarben glitzern die Eiskristalle an Busch, Baum und Gesträuch, funkelnd in der Winter Sonne. Die Bäume in Feld und Wald freuen sich ihres schimmernden weißen Schneekleides, Stauden und niedriges Gestrüpp geben sich mit Schneefetzen zufrieden, wissen sie ja, daß es Fetzen sind vom kostbaren Mantel der Schneekönigin, die in Winternächten über die Heide schreitet, zauberhaft, geisterhaft . . . Manch leder Dorn reißt sich dann in Eile ein Stückchen aus dem Kleide der Geheimnisvollen.

Durch die Gassen der Großstadt flutet die Menge, reich in Pelze gehüllt oder frierend in dünnen Mänteln. Behäbig bleibt der Reichtum vor den weihnächtlichen Auslagen stehen und wählt sich hochkostbaren Schmuck für den Weihnachtsbaum oder auch bligende Goldringe für die zarten Hände der Frauen.

Von der Mensa wandert ein Studiosus. Durch seinen Sommerrock fährt der Wintersturm und wirft dem jungen Manne manch kalte Schneeflocke ins knochige Gesicht. An großen Schaufenstern führt ihn sein Weg vorbei. Er sieht warmgefütterte Mäntel, Handschuhe, Winterkappen, Wollhemden und — Christbäumchen.